

Elfenzeit
Band 3

Verena Thomsen

Der Quell
der Nibelungen

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2007 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt
Redaktion: Sabine Kropp / Klaus N. Frick
Reihenkonzept: Susan Schwartz
Einbandgestaltung: bitte entsprechend eintragen
Titelbild: Dirk Schulz
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2007
Buch-Nr. bitte entsprechend eintragen
www.derclub.de

Prolog

Der Fall

Alebin strich eine Strähne seines blassblonden Haares zurück und hob sein helles Gesicht. Licht fiel durch eines der Bogenfenster des Saales im Herzen des Baumschlusses der Sidhe Crain. Niemand der anderen wartenden Angehörigen der Elfenvölker des Reiches, die den weiten Audienzraum mit ihrem Raunen und dem Rascheln ihrer Gewänder erfüllten, hatte das welke Blatt bemerkt, das von einem Windstoß durch die Öffnung getrieben worden war. Lediglich Alebins wasserblaue Augen sahen dem Fall des Blattes zu, das im Schimmer des diffus durch Äste und Laub dringenden Lichtes langsam kreisend niedersank. Alebins Gedanken folgten dabei einer ähnlichen Spirale in die Hoffnungslosigkeit.

Verfall.

Sterben.

Endgültiger Tod.

Niemals zuvor hatten diese Begriffe für Elfen Bedeutung besessen. Doch nun wechselte das Grün der Blätter des riesigen Baumes, dessen Krone das Reich Crain beschattete, zu Gelb und Braun. Immer höher wuchsen die Haufen welken Laubes, die aus dem Baumschloss gekarrt wurden. Es war schnell klar geworden, dass das Sterben nicht auf den Baum oder die anderen Pflanzen beschränkt war, die ringsherum verblühten und verwelkten.

Man musste nur einen Blick auf die breite weiße

Strähne im dunklen Haupthaar des Königs werfen, um zu wissen, dass auch die Elfen Crains betroffen waren. Vielleicht zog sich der Verfall sogar durch alle Teile des vom Thron der Crain aus beherrschten Reiches Earrach oder gar durch die gesamte Elfenwelt. Niemand konnte es genau sagen, denn alle Tore waren versperrt. Alle außer dem zur Welt derer, die schon immer sterblich gewesen waren.

Niemand würde den Elfen Crains helfen können. Sie waren dem Altern und dem Tod preisgegeben, einem endgültigen Tod, in dem selbst ihre Schatten verwehten, anstatt sich im Reich Annuyne zu manifestieren, wo zumindest ihre Erinnerungen bewahrt worden wären.

Das endgültige Ende Crains stand bevor – wenn sich nicht ihr Herrscher der einzigen Macht zuwandte, die groß genug war, um Hilfe bringen zu können. Und heute würde Alebin ihn daran erinnern, wo diese Macht zu finden war.

1 Ein Schreck im Zug

Rian starrte durch das Fenster des Abteils auf den breiten grauen Fluss, über den sie gerade hinwegfuhren, und auf die schmutzig wirkenden Industriegebäude und Lagerhallen am Ufer. Kalter Nieselregen traf das Fensterglas und lief in schmalen Rinnsalen herab, die vom Fahrtwind des Zuges zur Seite getrieben wurden. Die zierliche blonde Elfe folgte mit dem Finger einer Wasserspur und seufzte leise. Tief in ihr erwachte die Sehnsucht nach den bunten Lichtern und dem Leben der Straßen von Paris und eine noch stärkere nach ihrer eigentlichen Heimat, in der es niemals grau und trüb gewesen war, ehe die Zeit ihren Weg dorthin gefunden hatte.

Doch nach Crain konnte sie erst zurückkehren, wenn sie und ihr Bruder die Kunde vom Quell des Ewigen Lebens hatten. Selbst die Kinder Fanmörs durften es nicht wagen, dem König unter die Augen zu treten, ehe ihr Auftrag erledigt war; insbesondere wenn so viel davon abhing. Ganz Crain wartete auf das, wonach sie suchten, und vielleicht benötigte es sogar ganz Earrach oder die gesamte Elfenwelt.

Rian fuhr mit einer Hand durch ihr kurzes, strubbeliges Haar und schloss einen Moment die Lider über ihren vollständig violetten Augen. Sie konnte und wollte nicht glauben, dass die Katastrophe, welche die Crain getroffen hatte, alle Elfen bedrohte.

Die Elfe öffnete wieder die Augen und musterte ihren Bruder, der ihr gegenüber saß und mit gelangweilter Miene in einem Bahnmagazin blätterte. Er war nur

Rian zuliebe mit in die Menschenwelt gekommen, und es verging kaum ein Tag, an dem er nicht voller Verachtung von den Sterblichen, ihrer Lebensweise und ihrer Art sprach. Er hatte schlimmeres Heimweh als Rian, das war ihr klar. Und manchmal tat er ihr leid. Vor allem aber war sie froh, nicht allein zu sein. Sie hätte sich niemals vorstellen können, ihre Welt ohne ihren Zwillingsbruder zu verlassen. Glücklicherweise war ihr Vater der Ansicht gewesen, sie sollten gemeinsam gehen.

Und auch um ihre weiteren Begleiter war sie froh. Sie sah neben sich, wo der Grogoch über den freien Teil der Sitzbank hingestreckt lag und mit offenem Mund leise vor sich hin schnarchte. Der freundliche Feenkobold, dessen Körper von nichts als seinem eigenen Haar bedeckt wurde, hatte schon früher gelegentlich gemeinsam mit Fanmór die Menschenwelt besucht. Deshalb hatte der Herrscher ihn seinen Kindern als Helfer und Beschützer mitgegeben. Leider war bereits zu viel Zeit in der Welt der Menschen verstrichen; die Erfahrungen des Grogochs hatten in dieser Gegenwart kaum noch Relevanz.

Selbst Pirx, der erst vor Kurzem seine neugierige Igel Nase durch das Tor gestreckt hatte und daher zum Vierten in ihrem Bunde erkoren worden war, überraschten die vielen Veränderungen. Es war, als würde das Bewusstsein des Todes die Sterblichen zu immerwährender Hast antreiben.

Rian sah nach oben, wo Pirx gerade in die Gepäckablage geklettert war und nun mit leisem Quietschen darin herumturnte. Ihn schien die lange Zeit, die sie ihrer Heimat bereits fern waren, noch am wenigsten zu berühren. Doch Rian war sicher, dass selbst diesem quirligen Pixie mit dem Aussehen eines übergroßen Igels gelegentlich die Ruhe und Schönheit Crains fehlte.

Rian hoffte inständig, dass der Hinweis, den ihre menschlichen Freunde Robert und Nadja auf einem

Gemälde gefunden hatten, sie endlich zum Ziel führte. Vielleicht stünde am Ende dieser Reise, im deutschen Worms, tatsächlich ein Brunnen, dessen Wasser den Elfen die Unsterblichkeit zurückgab. Dann durften sie wieder nach Crain. Sollte Rian einst erneut Lust verspüren, die hektische, aber auch faszinierend vielfältige Menschenwelt zu besuchen, konnte sie es ohne den Zwang tun, unter dem sie nun standen.

Die Elfe wandte ihren Blick wieder dem Fenster zu, stützte einen Arm auf dem kurzen Tisch auf, der zwischen ihr und ihrem Bruder an der Abteilmwand montiert war, und legte das Kinn in die Hand. Der Zug fuhr nun, da er die Brücke passiert hatte, zwischen engen Häuserzeilen hindurch, deren Fenster den grauen Himmel widerspiegelten. Rian beobachtete eine Weile das Vorbeiziehen der Gebäude. Nach der langen Fahrt mit dem Hochgeschwindigkeitszug, der sie und ihren Bruder samt ihren beiden Begleitern von Paris nach Deutschland gebracht hatte, kam ihr das Tempo dieser Bahn unendlich langsam vor.

Schließlich riss sie sich vom Anblick der tristen Umgebung los und zog das Buch aus der Tasche, das sie am Umsteigebahnhof mitgenommen hatte. Es war ein neuer Roman von Nora Roberts, der Einband mit den Textauszügen aus verschiedenen Buchbesprechungen versprach Liebe und Romantik pur. Menschliche Liebe faszinierte Rian, denn dieses Gefühl gab es nicht unter den Elfen. Doch glaubte man den Filmen und Büchern, war dies kaum ein echter Verlust: Immerhin ließ es die Sterblichen seltsame und manchmal ausgesprochen dumme Dinge tun. Auch wenn Rian die damit verbundenen romantischen Situationen durchaus zu schätzen wusste – den emotionalen Schmerz, den sich die Menschen regelmäßig zuzufügen schienen, vermisste sie nicht. Es tat allerdings nicht weh, darüber zu lesen. Rian hoffte irgendwann zu verstehen, warum sich die Menschen immer wieder auf die Liebe einließen.

Sie legte das Buch auf den Tisch, schlug es auf und verlor sich bald in der Geschichte.

Als Pirx begann, über ihren Köpfen von der einen Gepäckablage zur anderen zu springen, nahm sie das kaum wahr. Selbst seine Freudenquietscher oder gemurmelten Flüche konnten sie nicht mehr aus ihrer Lektüre reißen.

Nach einer Weile wurde die Abteiltür aufgeschoben, und eine gelangweilte Frauenstimme erklang. »Die Fahrkarten bitte.«

Rian sah zu der Frau. Der Blick der Schaffnerin schweifte durch das Abteil, über den für sie unsichtbaren Grogoch hinweg, und sie stutzte nicht einmal, als Pirx vor ihrer Nase mit einem Salto von der rechten zur linken Gepäckablage sprang. Selbst wenn die Frau noch einen Schatten des Pixies gesehen hätte, wusste Rian, so hätte ihr Gehirn nicht zugelassen, dass sie etwas wahrnahm. Dinge, die nicht in ihre Welt gehörten, nahmen die Menschen nicht wahr. Selbst die El-fengeschwister erschienen ihnen nicht in ihrer wahren Form, sondern so weit an das Aussehen der Menschen angeglichen, wie es notwendig war.

Rians Blick wanderte zu David. Er verwahrte die Fahrkarten, welche ihnen Nadja in Paris besorgt hatte. Doch anstatt in seine Tasche griff dieser nach dem Faltblatt mit den Haltestationen des Zuges, das neben ihm lag, strich kurz darüber und reichte es mit einem freundlichen Lächeln der Schaffnerin.

»Gruppenkarte«, sagte er. Sie erwiderte sein Lächeln mit einem aufkeimenden Leuchten in den Augen. Sie nahm das Blatt und stanzte es, ohne einen weiteren Blick darauf zu werfen.

»Angenehme Fahrt wünsche ich«, sagte sie und schob die Abteiltür wieder zu.

Rian war sicher, dass der Frau das verträumte Lächeln auf ihren Lippen den ganzen Tag erhalten bleiben würde. So wirkte ihr Bruder auf die meisten Menschenfrauen. Er selbst hingegen verzog nur kurz

verächtlich die Mundwinkel und las dann in seinem Magazin weiter.

Pirx schaute kopfüber aus der Gepäckablage, und seine rote Mütze fiel genau auf Grog's offenen Mund. Das Schnarchgeräusch ging in ein Röcheln über, und im nächsten Augenblick fuhr der haarige Grogoch unter heftigem Husten hoch. Die Mütze fiel von seinem Gesicht in seinen Schoß, und Grog beäugte den Stoff mit finsterem Blick, während er langsam wieder zu Atem kam. Schließlich sah er zu dem kichernden Pixiewesen hoch.

»Mir scheint, Pirx ist langweilig«, stellte er mit für seine Körpergröße erstaunlich tiefer Stimme fest.

»Jaaaaa!«, tönte es von dem übergroßen Igel. »Ja, mir ist langweilig, langweilig, langweilig! Wann sind wir endlich daaaaaaaa?«

Rian seufzte und sah sehnsüchtig zurück in ihr Buch. »Ich weiß es nicht. Es dauert nicht mehr lange, glaube ich. Aber sieh dich doch ein wenig im Zug um, dann kann ich hier wenigstens in Ruhe lesen. Die Figuren machen gerade wieder so seltsame Dinge. Bevor wir ankommen, möchte ich wissen, wie dieser Teil zu Ende geht.« Rian kicherte leise, während Pirx und Grog einander verständnislos ansahen.

»Ich gehe!«, rief Pirx und ließ sich mit einer Vorwärtsrolle aus der Gepäckablage direkt auf Grog's Schoß fallen. Dieser schrie auf, als Pirx' Rückenstacheln in seine Beine drangen. Hastig sprang der kleine Pixie wieder hoch, riss die Abteiltür auf und rannte unter schrillum Lachen hinaus auf den Gang. Grog stieß ein tiefes Grollen aus, warf ihm die rote Mütze hinterher und schob dann die Abteiltür wieder zu.

»Ich sollte ihm seinen Stofffetzen in den Hals stopfen«, brummte er, rollte sich wieder auf dem Sitz ein und ließ erneut sein leises Schnarchen erklingen.

David schüttelte den Kopf. Rian sah wieder auf ihr Buch und fuhr fort, die komplizierte Welt der sterbli-

chen Liebe zu erkunden, während der Zug in die Vororte der Stadt rollte.

Leise summend schlenderte Pirx den Gang entlang und blieb nur ab und zu stehen, um besonders interessante Leute oder Dinge zu betrachten. Es juckte ihn in den Fingern, die Menschen ein wenig zu ärgern, doch er wusste, dass Rian und David nicht begeistert sein würden. Laut Fanmórs Gebot durften keine Menschen durch Elfen zu Schaden kommen. In Pirx' Augen stand dies kleinen harmlosen Streichen zwar nicht im Weg, doch wollten die Zwillinge nicht, dass sein Verhalten Aufmerksamkeit auf sie lenkte. Schon in Paris hatten sie den Pixie daher mehrfach harsch zurechtgewiesen, und er war wirklich bemüht, sich an sein Versprechen zu halten, nicht mehr Unruhe zu verursachen als unbedingt nötig.

Er betrat den dritten Wagen und begann, auf und ab zu springen, um zu sehen, wer in den Abteilen saß. Zugleich schnitt er den Leuten unsichtbare Grimassen. Plötzlich brach im weiter vorne gelegenen Großraumbereich Radau aus.

»Na, hoffentlich denkt nachher keiner, ich wär's gewesen«, flüsterte Pirx. »Nachschauen schadet jedenfalls nichts. Vielleicht kann ich ja doch ein wenig Spaß haben, ohne dass es auffällt!«

Schnell huschte er den Gang hinunter. Als er um das letzte Abteil bog und den Großraumbereich des Wagens betrat, sah er in der Mitte des Ganges einen aufgesprungenen Koffer, der wie ein Dach über einem Haufen aus Kleidung stand. Ein Mann im Sitz daneben presste stöhnend eine Hand an die Stirn, und einige Reisende standen besorgt um ihn herum.

»Wie kann so was nur passieren?«, schimpfte eine Frau. »Sie müssten diese Ablagen besser sichern!«

Zustimmendes Gemurmel wurde laut. Pirx achtete jedoch nicht weiter auf die Leute. Er hatte einen ihm

bekannt vorkommenden Schatten bemerkt, der in die andere Richtung davonhuschte. Mit einem Sprung tauchte der Pixie in den Kleidungshaufen und starrte zwischen den Beinen der Menschen hindurch den Gang hinunter und zum Ende des Wagens. Dort stand, nur für ihn sichtbar, ein spindeldürrer Zwerg mit spitzem Gesicht und hoch aufragenden Ohren und amüsierte sich offensichtlich köstlich über die Aufregung, die er verursacht hatte.

»Der Kau!«, flüsterte Pirx und rutschte tiefer zwischen die Kleidungsstücke, um ja nicht von ihm entdeckt zu werden. »Was macht denn dieser Giftzwerg hier?«

Während Pirx ihn beobachtete, drückte der Kau die Tür zum nächsten Waggon einen Spalt auf und schlüpfte hindurch. Sobald er sicher war, dass der andere ihn nicht mehr würde sehen können, verließ Pirx sein Versteck und folgte.

Im nächsten Wagen stand der Kau mitten im Gang und sah um sich, als suche er nach neuen Möglichkeiten für böse Streiche. Pirx wich unbemerkt zur Seite und legte sich auf den Boden, um seinen Gegner von unterhalb der Sitzbank im Auge zu behalten.

Die Schaffnerin betrat gerade den Wagen. Bei ihrem Anblick verzog sich das Gesicht des Kaus zu einem breiten Grinsen. Offensichtlich heckte er wieder etwas aus. Pirx war fest entschlossen, ihm die Tour zu vermasseln.

Schnell sah sich der Pixie um. Sein Blick blieb an einem schlafenden Hund fünf Reihen weiter vorne hängen. Es war einer von der kleinen langhaarigen Sorte, die meist durch giftiges Bellen auffiel. Pirx konnte eigentlich ganz gut mit Hunden umgehen. Geschickt robbte er unter den Sitzen hindurch zu ihm, während die Schaffnerin einem Passagier eine Fahrkarte ausstellte. Nach einigen Füßen und Taschen erreichte Pirx sein Ziel und stupste den Hund vorsichtig an, um ihn zu wecken.

Das Köpfchen des Tieres ruckte hoch. Es richtete verschlafene schwarze Knopfaugen auf den Pixie. Im nächsten Augenblick wedelte der Hund mit dem Stummelschwanz, und eine kleine rote Zunge fuhr über Pirx' Gesicht.

»Bah!«, machte er leise, wischte es ab und gab dem Hündchen einen sanften Nasenstüber. Dann kroch er näher heran und flüsterte ihm seinen Plan ins aufgestellte Ohr. Als Pirx geendet hatte, gab der Hund ein kurzes Bellen von sich.

»Ruhig, Bella«, erklang eine Frauenstimme von oben.

Pirx zwinkerte dem Hund zu und löste die Leine vom Halsband. Dann spähte er wieder unter der Sitzbank hindurch zum Gang.

Die Schaffnerin war inzwischen auf Höhe des Kaus angekommen, und Pirx sah, wie dieser ihr in aller Seelenruhe und im Schutz der Unsichtbarkeit ein Bein stellte. Gleichzeitig griff er nach dem elektronischen Gerät, das die Frau an einem Schulterband umgehängt trug. Mit einem Ruck am Band zog der Kau die Frau nach vorne. Sie stolperte über sein Bein, verlor das Gleichgewicht und fiel mit einem überraschten Ausruf auf Knie und Hände. Erstaunte und besorgte Ausrufe wurden laut, und ein Mann in der Sitzreihe gegenüber von Pirx stand auf, um der Schaffnerin aufzuhelfen. Gleichzeitig trat der Kau neben sie und streckte seine Hand in Richtung ihrer Mütze.

»Los, Bella!«, flüsterte Pirx.

Sofort schoss die Hündin unter der Bank hervor und versenkte mit einem Knurren ihre Zähne tief in der linken Wade des Kaus. Der Zwerg schrie auf und machte einen Satz in die Höhe, der so hoch war, dass er ihn aus Pirx' Sichtbereich brachte. Doch Bella war unerbittlich und hing wie eine Klette an ihrem Opfer.

Tobend und fluchend humpelte der Kau den Gang entlang, das eine Bein immer wieder hebend und kräf-

tig schüttelnd. Ringsherum sprangen die Leute auf und drängten nach vorne, um den in ihren Augen wild in der Luft herumschwebenden Hund zu begaffen. Überdeckt wurde dies von den hysterischen Schreien der Hundebesitzerin und den Aufforderungen der Schaffnerin, sich wieder zu setzen und den »gottverdammten Hund« zur Ruhe zu bringen.

Pirx grinste und rieb sich die Hände, ehe er sich vorsichtig unter den Bänken hindurch zurückzog. An der Waggontür passte er einen Moment ab, in dem der Kau gerade den Gang wieder hinaufhüpfte. Schnell schob Pirx die Tür einen Spalt auf, schlüpfte hindurch und eilte zu dem Abteil zurück, in dem seine Freunde warteten.

»Der Kau?« Erschrocken ließ Rian das Buch zuklappen und starrte erst Pirx und dann ihren Bruder an.
»Wenn der Kau hier ist ...«

»... ist Bandorchus Getreuer vermutlich auch nicht weit«, ergänzte David. Sein angespannter Gesichtsausdruck zeigte, dass die Nachricht auch ihn beunruhigte. Zu frisch waren die Erinnerungen an Paris, wo Rian in die Hände des Getreuen und seiner Helfer gefallen war. Einen Moment lang herrschte ein Schweigen, in dem die Angst fast spürbar zwischen ihnen schwebte, während die Geschwister sich ansahen.

Grogs Schnarchen brach unvermittelt ab. Er schloss den Mund, rollte herum und öffnete blinzelnd ein Auge. »Niemals kann man schlafen, ohne dass irgendwelche Ruhestörer dazwischenkommen«, brummte er und setzte sich auf. Die Zwillinge schauten zu Grog, und es war, als hätten seine Worte einen Bann durchbrochen, der ihre Gedanken lähmte.

»Der Kau ist im Zug«, sagte Rian leise.

»Der Kau, hm? Hrrm. Ruhestörer, sage ich doch.« Grog fuhr sich durchs Gesicht und kratzte sich ausgiebig und genüsslich den Bauch.

David strich eine Haarsträhne zurück und sah wieder zu Rian. »Wenn der Getreue und seine Helfer hier sind, kann das zweierlei bedeuten: Entweder ist er uns gefolgt, oder aber er hat lediglich einen ähnlichen Hinweis bekommen wie wir, und das Zusammentreffen ist nur Zufall.«

»Wäre ihm bewusst, dass wir hier sind, hätte er wohl kaum den Kau frei herumlaufen lassen«, stellte Rian fest.

David nickte. »Aber spätestens wenn wir in Worms aussteigen, wird er uns bemerken. Und wenn ich jemanden nicht an meinen Fersen haben will, dann ihn.«

»Aber was können wir dagegen tun?«

Mit einem halben Lächeln wies David auf eine Stelle über der Abteiltür. »Vorher aussteigen.«

Rians Blick folgte Davids Hand und fiel auf die Notbremse. Sie runzelte die Stirn.

»Aber wird er nicht erst recht aufmerksam werden, wenn der Zug plötzlich auf freier Strecke hält?«

»Warum sollte er? Er wird so wenig Erfahrung mit der Menschenwelt haben wie wir, und was wissen wir schon, warum Züge gelegentlich halten?«

Pirx sprang auf die Sitzbank neben Rian und hob eine Hand. »Ich könnte dem Zugführer vorgaukeln, dass etwas auf die Schienen springt«, erbot er sich. »Es gibt dann bestimmt eine Durchsage oder so, die allen sagt, sie sollen ruhig bleiben und all das.«

David hob eine Augenbraue, und Rian lächelte den Pirx an. »Das klingt nach einer guten Idee. Was meinst du, David?«

Rians Zwillingbruder nickte zögernd. »Also gut. Machen wir es so.«

Mit dem lauten Kreischen von Metall auf Metall kam der Zug wenige Minuten später zwischen einigen Feldern auf der einen Seite sowie Wiesen und einer

Schrebergartensiedlung auf der anderen ruckend zum Stillstand. Die Geschwister und Grog standen bereits an der Ausgangstür ihres Wagens bereit. Unruhig sah Rian durch die Scheibe auf die Schrebergärten hinaus.

»Sollten wir nicht einfach gleich aussteigen?«, sagte sie leise, damit die Fahrgäste der angrenzenden Abteile sie nicht hören konnten. »Wer weiß, ob es wirklich eine Durchsage geben wird.«

»Wir warten noch«, antwortete David bestimmt. »Notfalls können wir immer noch rausspringen, wenn der Zug wieder anfährt. Er wird ja nicht gleich zur Höchstgeschwindigkeit übergehen.«

In diesem Moment knackte es im Lautsprecher.

»Sehr geehrte Fahrgäste«, hörten sie eine unpersönliche Frauenstimme sagen, »unser Zug musste aufgrund eines Hindernisses auf der Strecke anhalten. Wir werden die Fahrt baldmöglichst fortsetzen und bitten um ein wenig Geduld.«

Rian atmete erleichtert auf. Ohne zu zögern, stieß David den Notgriff der Tür herunter und drückte sie gemeinsam mit Grog auf. Geduckt sprangen die drei hinaus, rannten den Zug entlang nach hinten und versteckten sich zwischen ein paar niedrigen Büschen, die eine Wiese begrenzten. Von dort beobachteten sie, wie Pirx sich knapp hinter der Lokomotive durch ein offenes Abteifenster zwängte und zu einer Kugel zusammengezogen den Bahndamm hinunterrollte. Geduckt eilte er zu ihnen, während vorne an der Lok zwei Bahnangestellte in Regenponchos ausstiegen und den Zug zu inspizieren begannen.

Von ihrem Versteck aus rückten die Elfen und ihre Begleiter längs des Wiesenrandes vorsichtig in Richtung der Schrebergärten vor, immer auf Deckung vor dem Zug bedacht. Als sie die ersten Hütten erreichten, verschwanden sie zwischen den Hecken und niedrigen Büschen der Gärten und kamen zügiger voran. Ihr Weg führte weg vom Bahndamm, auf dem noch immer

der Zug hielt, und ihren Feinden mit ihm. Endlich erreichten sie das andere Ende der Siedlung und hörten, wie die Bahn wieder anfuhr. Die Geschwister kauerten sich an ein Mäuerchen, um wieder zu Atem zu kommen, während Grog und Pirx misstrauisch die Umgebung im Auge behielten.

»So, das war das«, meinte David schließlich. Er wischte Regenwasser von seinem Gesicht und legte die Arme um die angezogenen Knie. »Bleibt nur die Frage, wie wir jetzt rechtzeitig unser Ziel erreichen sollen, um den Brunnen noch vor dem Getreuen zu finden.«

»Wir werden nicht lange nach ihm in der Stadt ankommen«, überlegte Rian laut. Sie machte eine Kopfbewegung zu einer nahe gelegenen Koppel hin, auf der drei Pferde dicht zusammengedrängt unter einem schützenden Baum standen. »Wir hatten bereits den größten Teil der Fahrt hinter uns, und mithilfe von denen schaffen wir es in kurzer Zeit nach Worms.«

David sah zu den Tieren und runzelte die Stirn.

»Es sind Menschenpferde, dumm und blind wie die Menschen selbst«, sagte er.

»Dann beschaffe du uns doch einige Pferde von zu Hause oder noch besser: einen Pegasus«, erwiderte Rian spitz. »Die Olympier überlassen dir bestimmt gerne einen oder zwei.«

David hob die Hände und verdrehte die Augen. »Ist ja gut. Sie sind besser als nichts, und ich bin sicher, du wirst ihnen schon klarmachen können, was wir von ihnen wollen.«

»Natürlich.« Rian stand auf und ging auf die Koppel zu. Die anderen folgten ihr.

Rings um die Weide waren zwei Reihen weißer Bänder gespannt, die um an Metallpfählen befestigte Keramikugeln liefen. Pirx schnaubte.

»Wie sollen diese dünnen Fädchen die Pferde aufhalten?«, fragte er.

Er streckte eine Hand aus, zupfte an dem unteren Faden und sprang dann mit einem Aufschrei zurück.

Rian lachte glockenhell auf, während der Pixie seine Hand ausschüttelte und leise quietschte.

»Es scheint, da steckt doch etwas mehr dahinter als nur ein Faden, hm?«, sagte die Elfe und ließ ihre eigene Hand dicht über dem oberen Faden verharren. »Elektrizität«, stellte sie fest. »Du hast einen elektrischen Schlag bekommen. Nicht gefährlich, aber unangenehm genug, um Pferde oder Pirxe fernzuhalten.«

»Und wie bekommen wir die Tiere da raus?«, fragte David.

Ohne ein Wort packte Grog einen der lackierten Metallpfähle, zog ihn aus dem Boden und legte ihn ab, sodass er mit den Bändern halb über dem Boden hing. Dann ging er zum nächsten und wiederholte die Prozedur. Nun konnte man bereits über die Drähte steigen, ohne die Beine allzu sehr heben zu müssen. Zwei weitere Pfähle, und der Zaun lag über eine Länge von einem Meter komplett am Boden.

»So«, brummte der Grogoch.

Rian nickte ihm zu und ging vorsichtig über die Drähte hinweg auf die Pferde zu. Sie stieß einen leisen Pfiff aus – sofort ruckten die Köpfe der Tiere hoch und zu ihr herum. Die Elfe winkte und rief ein paar beruhigende und lockende Worte in ihrer eigenen Sprache.

Ohne zu zögern, trotteten die Pferde auf sie zu. Als sie vor Rian standen, neigten sie ihre Köpfe bis auf Augenhöhe und stupsten sie mit ihren Nüstern an. Die Elfe lachte auf und stolperte einen Schritt zurück, strich ihnen dann über Blessen und Nüstern und redete ihnen weiter in einem melodischen Singsang gut zu.

Schließlich wählte sie zwei der Tiere aus. Sie legte ihnen die Hände unter die Mäuler und führte sie auf diese Weise hinter sich her auf ihre Begleiter zu. Das dritte Pferd blieb stehen, wieherte noch einmal kurz, danach kehrte es zum Baum zurück.

Rian schwang sich auf eines der Reittiere und half

Grog hinter sich hoch, während David und Pirx auf das zweite stiegen. Die Elfen legten ihre Schenkel fest an die Bäuche der Pferde. Sie neigten sich vor, um in die Mähnen zu fassen, während sich die beiden Feenkobolde an die Geschwister klammerten. Ein kurzer Ruf, ein Schnauben, und unter Pirx' freudigem Johlen fielen die Tiere von Schritt in den Trab und schließlich in einen schnellen Galopp. Es ging die Feldwege hinunter, immer an den Schienen entlang, durch den nachlassenden Nieselregen in Richtung Worms.

Zwischenspiel

Verräterische Gedanken

Knapp über dem von unzähligen Füßen blank geschliffenen Holzboden wirbelte das welke Blatt herum, dann kam es nicht weit vor Alebin zum Liegen. Die Hände in die weiten Ärmel seines Gewandes geschoben, betrachtete der Elf es einen Moment, trat vor und bückte sich, um es aufzuheben. Die braunen Spitzen knisterten und brachen, als er seine Hand darum schloss. Hastig stand er auf und trat wieder in die lockere Reihe der Audienzsuchenden. Er wollte nicht vorzeitig auffallen.

Doch niemand schenkte ihm Aufmerksamkeit. Das war nicht verwunderlich, denn im Tageslicht wirkte er so verblasst und unscheinbar wie das Blatt. Gäbe es nicht das Funkeln in seinen großen Augen, man hätte Alebin für einen Sterblichen gehalten, den es nur durch Zufall in diese Halle verschlagen hatte. Doch er war ein Elf, wenn auch einer, dessen schillernde Natur nur im Dunkel der Nacht zum Vorschein kam. Das Licht der Sterne bedeutete ihm mehr als das Blau des Taghimmels.

Aus diesem Grund hatte er sich eine Audienz nach Einbruch der Nacht erhofft, doch sein Wunsch war

nicht in Erfüllung gegangen. Fanmór ermüdete schneller als früher, und Alebin konnte froh sein, überhaupt einen Platz in der Reihe der Audienzsuchenden erhalten zu haben, welche die Wände des Saales säumten.

Allerdings gäbe wohl selbst jemand, der ihn bemerkte, wenig auf Alebins Tun. So wie die meisten Crain würden auch die Anwesenden sich nur mit ihm beschäftigen, wenn es unumgänglich war. Nicht umsonst nannte man Wesen wie ihn *Meidling*. Man mied ihn, wo man konnte. Er hatte an Gwynbaens Seite gegen Fanmór gekämpft, doch als der Moment der Entscheidung kam, war er nicht freiwillig mit ihr ins Exil gegangen, sondern hatte den Meidlingsschwur abgelegt.

Es war ihm nicht schwergefallen, denn niemals hatte er gegen das Volk der Crain kämpfen wollen. Ihm war es stets nur um Fanmór gegangen, der kein Crain war und dennoch die Herrschaft über sie an sich gerissen hatte.

Diese Tat hatte Alebin zum doppelten Verräter gemacht, mit dem niemand mehr etwas zu tun haben wollte. Nur seinen Fertigkeiten in der Brennkunst war es zu verdanken, dass er bei Hof bleiben und seinen Dienst verrichten durfte. Wenn es um ihr Vergnügen ging, konnten die Elfen durchaus großzügig sein. Aber seit diesem Tag war er einsam, ohne Freunde, und selbst die wenigen Elfen, die mit ihm Umgang pflegten, taten dies widerwillig. Seine besten Freunde waren und blieben die Erzeugnisse seiner Kunst.

Aber ich werde mich nicht beklagen, dachte Alebin. Nicht nur, dass mir das Schattenland erspart geblieben ist; ich kann aus meiner Position auch helfen, unser Volk zu retten. Was dieser Usurpator nicht zu tun gewillt scheint oder zumindest nicht mit den angemessenen Mitteln betreibt.

Der Blick des Elfen wanderte über die Wartenden zum Kopfende des Saales. Dort saß Fanmór auf seinem mit Fellen und Stoffen gepolsterten Thronsessel

und hielt Hof. Neben ihm standen seine Berater, und gerade jetzt trat Regius vor und reckte sich, um seinem Herrscher etwas ins Ohr zu flüstern. Alebin fragte sich, woher die grünen Ranken stammten, die der Corvide um sein Geweih gelegt hatte. Kein einziges verfärbtes Blatt war an ihnen. Vermutlich hatte er magische Hilfsmittel angewandt, um die Blätter zu färben, oder alle verwelkten einfach herausgepickt.

Neben dem Hirschköpfigen flatterte eine Blumenelfe auf und ab. Wie die neben ihr Stehenden das stete Klingeln der über ihr hängenden Glockenblumen wohl ertrugen? Weder den Baumann, dessen oberste Kopfszweige schon nahezu die Decke berührten, noch die in hauchdünne Gischt gekleidete Flussnixe schien es zu stören. Vielleicht hatte schon jemand einen Stillezauber über die Blumenelfe verhängt. Es würde das hektische Flattern erklären und zu der Sorglosigkeit passen, die alle so gekonnt an den Tag legten.

Niemand schien daran zu denken, was draußen geschah: an das Altern, das Sterben. Niemand erinnerte sich des alten Morvidian, der vor Kurzem noch als Fels an den Toren des Schlosses gestanden hatte. Alebin hatte zugesehen, wie er verblasst und schließlich ohne Wiederkehr verweht war. Damals begriff er, dass die Dinge zu langsam vorangingen. Es war seine Pflicht, sie zu beschleunigen. Er musste seinen Herrscher darauf hinweisen, dass es eine große Macht zu nutzen galt, bevor es zu spät war.

Alebin sah zu Fanmór und runzelte die Stirn. Am Vortag hatte der König seine Kinder in die Welt der Sterblichen geschickt – nun hielt er Hof, als sei nichts geschehen. Die anderen Elfen klammerten sich an die Zuversicht ihres Herrschers und zogen es vor, ebenfalls so zu tun, als gäbe es den überall einsetzenden Verfall nicht. Alebin ballte seine Hand zur Faust, als er daran dachte. Erneut spürte er die brüchigen Blattkanten in seine Haut schneiden.

Wie dumm musste man sein, um zu glauben, dass

zwei Elfen, die zu jung waren, um den Krieg gegen Bandorchu miterlebt zu haben, in der fremden Welt der Sterblichen etwas erreichen konnten? Und wenn sie tausendmal vom herrschaftlichen Blut der Sidhe Crain und durch die Umstände ihrer Zwillingsgeburt hervorgehoben waren – sie hatten weder die notwendige Erfahrung noch genug Macht, um etwas gegen eine Kraft ausrichten zu können, welche die Tore zwischen den Elfenländern verschloss und zugleich die Bewohner Crains und vielleicht auch der anderen Reiche der Zeit überantwortete. Dem endgültigen Tod.

Nein, die für einen solchen Kampf notwendige Macht musste woanders gesucht werden. Dort, wohin Fanmór sie verbannt hatte, damit sie ihm nicht mehr gefährlich werden konnte. Alebin würde dem Herrscher eine letzte Gelegenheit geben, dies einzusehen und das Richtige zu tun.

Sollte Fanmór das nicht erkennen, würde Alebin andere Wege gehen und dafür sorgen, dass sich die Dinge entsprechend entwickelten.

2 Im Reich der Nibelungen

Hart klang das Klappern von Pferdehufen auf Asphalt von den Wänden der Häuser wider und erzeugte Wellen in den Pfützen am Straßenrand, die das mattweiße Licht der Straßenlaternen zurückwarfen. Hier und da wurde ein Vorhang zurückgezogen, und Kinder in Schlafanzügen drückten ihre neugierigen Gesichter an den Fensterscheiben platt.

Sonst zeigte niemand Interesse für das seltsame Reiterpaar, das Einzug in der Stadt der Nibelungen hielt. Die geplagten Hundebesitzer, die trotz der späten Stunde und der nassen Wege ihre Tiere ausführen mussten, hoben kaum den Kopf, und die wenigen Autos, die noch unterwegs waren, fuhren zügig an ihnen vorbei, um so schnell wie möglich in die trockenen Garagen zu gelangen.

Rian sah sich aufmerksam um, musterte die Sandsteinfassaden und Fachwerkhäuser und zog unwillkürlich Vergleiche zu der einzigen Menschenstadt, die sie bisher kennengelernt hatte.

»Das hier ist so ... so völlig anders als Paris«, sagte sie über das Hufklappern hinweg zu David. »So ruhig, verschlafen, keine hohen Gebäude, kaum Beton und Stahl. Und fast überall sind hübsche Gärten vor den Häusern.«

David zuckte die Achseln. »Wir sind gerade mal am Stadtrand angekommen. In den Außenbezirken von Paris gibt es bestimmt auch ein paar Orte wie diesen.« Er machte eine ausholende Bewegung, die den hinter ihm sitzenden Grog beinahe aus dem Gleichgewicht

brachte. Der Grogoch wedelte leicht mit den Armen und krallte sich mit einem Protestknurren am Gürtel des Elfen fest.

Rian rümpfte die Nase. »Die meisten Außenbezirke, die ich dort gesehen habe, waren nicht gerade einladend. Kein Vergleich zu hier.«

Grog brummte: »Ich kenne derartige Siedlungen gut. So war es schon damals, als ich die Menschen besuchte und sie noch mit Holz und Stein bauten anstatt mit Metall und Beton. Nur die stinkenden Vehikel sind neu.«

»Mhm«, sagte Rian, ohne den Blick von einem etwas zurückliegenden Fachwerkhaus mit Türmchen zu nehmen, an dessen Wänden dunkler Efeu emporrankte.

David beeindruckte die Umgebung kaum. Statt der Häuser und Gärten musterte er die Schilder und Wegweiser, während die Pferde weiter in gemächlichem Schritt der Straße folgten.

»Da steht nirgends etwas von einem Brunnen«, stellte er fest. Dann deutete er auf ein braunes Schild, das in eine Querstraße wies. »Hotel Siegfriedsruh. Siegfried hätten wir zumindest mal gefunden.«

Rian hob die Augenbrauen. Dies war der erste Beweis, dass David doch das Lesen erlernt hatte und mitnichten nur die Bilder anschaute. Aber sie zog es vor, nicht weiter darauf einzugehen.

»Hotel klingt nicht schlecht«, sagte sie stattdessen. »Wir sollten die Pferde ohnehin langsam ausruhen lassen. Wir können uns genauso gut morgen frisch erholt auf die Suche machen.«

David nickte, und sie lenkten ihre Reittiere mit leichtem Schenkeldruck die Querstraße hinunter. Hier wurde die Bebauung dichter, das Fachwerk seltener. An einem modernen Haus mit einem verglasten Vorbau prangte ein Schild mit dem Bild eines blond gelockten Kriegers, der auf einem Hügel schlief. Darunter stand in geschwungenen Buchstaben »Zur Sieg-

friedsruh«. Rian zügelte ihr Pferd und legte den Kopf schräg, während sie das Schild betrachtete.

»Sieht dir ein wenig ähnlich, bis auf die Locken«, sagte sie. David warf ihr einen verächtlichen Blick zu und stieg ab. Er half Grog herunter und gab seinem Pferd einen leichten Klaps, der es davontraben ließ.

Rian glitt ebenfalls vom Rücken ihres Fuchses und ließ Pirx auf ihre Schulter klettern, ehe sie dem Pferd leicht auf den Rist klopfte. »Danke, meine Schöne«, flüsterte sie. »Und jetzt geh zurück.«

Die Fuchsstute schloss mit einem kurzen Galopp zu ihrer Gefährtin auf. Kurz darauf verschwanden beide Tiere trabend um eine Häuserecke.

»Ich hoffe, sie finden den Weg nach Hause«, sagte Rian.

»Eher als wir«, erwiderte David mit deutlich hörbarem Sarkasmus.

Rian warf ihm einen kurzen Blick zu, verzichtete jedoch auf eine Erwiderung und ging auf den Glasvorbau und die automatisch aufgleitende Schiebetür zu. Grog schloss eilig zu ihr auf, David machte das Schlusslicht, um die Tür nicht allzu lange offen stehen zu lassen.

Sie gingen an einigen Grünpflanzen und Rattanmöbeln vorbei durch einen weiteren Durchgang, der sie in einen marmorgefliesenen Eingangsraum mit holzgetäfelten Wänden führte. Zur Rechten beherrschte ein langer und hoher Empfangstisch aus dunklem Holz den Raum, während hinten eine rustikale Treppe und ein Aufzug zu sehen waren. Links gab eine ebenfalls rustikal gearbeitete, geöffnete Tür den Blick auf ein Restaurant mit Bar frei. Der Bereich mit den Tischen war bereits abgedunkelt, anscheinend wurden keine Essensgäste mehr erwartet. An der Bar saß jedoch noch ein turtelndes junges Pärchen mit einer Flasche Mezcal vor sich.

Rian ging zielstrebig zur Rezeption und läutete die Glocke, während David unschlüssig im Raum stehen

blieb, den Blick auf die Bar gerichtet. Grog schlenderte weiter zum Aufzug und setzte sich auf einen dort bereitstehenden Gepäckwagen.

Durch eine Tür hinter dem Empfangstisch kam ein bebrillter Mann in mittlerem Alter mit offensichtlich gefärbtem dunklem Haar. Er trug einen dunkelgrünen Anzug, dessen aufgestickte Aufschrift »Siegfriedsruh« eine Hoteluniform vermuten ließ. Das goldene Schildchen an seinem Revers verriet, dass sein Name Harald Gottmann war.

»Guten Abend, die Herrschaften«, begrüßte er sie in geschäftsmäßig freundlichem Tonfall. »Was kann ich für Sie tun?«

»Haben Sie noch zwei Doppelzimmer frei?«

Der Rezeptionist musterte Rian kurz, und man konnte förmlich sehen, wie hinter seiner Stirn die Gleichung *Kleidung = Geld* ablief. Schließlich sah er auf einen Bildschirm, der unter der hohen Theke des Tisches verborgen stand, tippte ein wenig auf einer Tastatur herum und lächelte dann.

»Ja, wir hätten da noch etwas. Mit Blick auf den Dom sogar, wenn Sie möchten.«

»Möchten wir.« Rian zog aus ihrer Umhängetasche den Geldbeutel, den sie sich besorgt hatte, nachdem Nadja die Zwillinge dazu überredet hatte, zumindest gelegentlich mit echtem Geld zu bezahlen. Sie öffnete das Fach für die Scheine und fragte: »Wie viel für eine Nacht?«

Die Augen des Mannes wurden weit, als er Farbe und Menge der Scheine sah.

»Ah ... ich könnte Ihnen auch unsere Suite anbieten, die ist ganz ruhig im obersten Stockwerk gelegen ...«

»Hat sie zwei breite Betten?«

»Zwei getrennte Schlafzimmer mit Doppelbetten, jedes mit separatem Bad, sowie einen geräumigen Wohnbereich. Es gibt außerdem einen großen Fernseher, Video- und DVD-Spieler, eine Minibar und eine kleine Kochzeile.«

»Gut, dann nehmen wir die. Wie viel?«

Der Mann nannte einen Preis, doch als Rian begann, die Scheine auf den Tisch zu zählen, hob er abwehrend die Hände.

»Meine Dame, normalerweise wird hier erst bei der Abreise bezahlt. Wer weiß, vielleicht verführt Sie unsere schöne Stadt ja doch zu einem längeren Aufenthalt ...« Er lächelte ein Werbelächeln, wie man es sonst nur von Plakaten kannte.

Rian hob die Augenbrauen und steckte die Scheine wieder ein. »Schön ist die Stadt wohl, soweit ich das bisher sehen konnte. Aber wir hoffen, dass wir schnell finden, was wir suchen. Uns rufen andere Pflichten.«

»Was suchen Sie denn, wenn ich fragen darf?«

Die Elfe lächelte den Mann an. »Wir suchen den Siegfriedsbrunnen. Können Sie uns vielleicht sagen, wo er steht?«

»Siegfriedsbrunnen? Sie meinen den beim Dom?«

Rian wandte den Kopf und wechselte einen schnellen Blick mit ihrem Bruder, doch dieser hob nur die Schultern. Die Elfe sah erneut den Rezeptionisten an. »Ja, das wäre möglich«, antwortete sie vorsichtig. »Warum fragen Sie?«

»Na ja, es gibt in dieser Gegend Siegfriedsbrunnen wie Sand am Meer. Jedes dritte Dorf hat so einen.«

Rian atmete einmal tief durch. Das eben Gehörte war für sie nicht leicht zu verdauen. »Jedes dritte Dorf? Wirklich? Und welcher davon ist der echte?« Ihre Stimme verriet wohl etwas von ihrer inneren Unruhe, denn der Mann sah sie fragend und etwas mitleidig an.

»Der echte? Was meinen Sie damit? Der, an dem Siegfried angeblich getötet wurde?«

Rian nickte nur stumm.

»Ach so. Na, davon gibt es nur, na, so fünf bis zehn. Überall im Odenwald und sogar bis hinunter in den Kraichgau, glaube ich. Aber nageln Sie mich nicht

fest, ich kenne nur den hiesigen Brunnen, und der ist jedenfalls nicht echt. Er ist nicht mal hundert Jahre alt.«

Rian seufzte. »Und wo können wir mehr darüber erfahren, wo der echte sein könnte?«

»Am ehesten in der Touristeninformation am Markt, würde ich sagen. Da können Sie auch gleich unseren Wormser Siegfriedsbrunnen bewundern, der steht nämlich dort. Und sie sollten unbedingt den Dom anschauen, das Schmuckstück unserer Stadt.«

Gottmann nahm etwas aus einem Fach und legte es auf den Tresen. »Hier ist ein Stadtplan. Dort finden Sie die Touristeninformation eingetragen, ebenso die wichtigsten Sehenswürdigkeiten unseres schönen Worms. Legen Sie sich nicht zu sehr auf diesen Brunnen fest – wir haben viel mehr zu bieten. Sie befinden sich in einer der ältesten Städte Deutschlands. Eine Menge historisch bedeutender Ereignisse fanden in ihr statt, von den sagenhaften mal ganz abgesehen. Und nicht umsonst wird es als eines der romantischsten Städtchen Deutschlands bezeichnet. Bei uns lebt die Geschichte eben noch.«

»Romantisch?« Rian lächelte wieder, und der Mann erwiderte das Lächeln unwillkürlich. »Ja, vielleicht sehe ich mich wirklich noch etwas mehr um. Also sagen wir einmal, zwei Nächte. Oder ...« Erneut streifte ihr Blick ihren Bruder, doch dieser studierte offensichtlich die Flaschenreihen im Regal der Bar, und Rian wandte sich wieder dem Rezeptionisten zu. »Sagen wir, drei.«

»Gut. Wenn Sie mir Ihren Ausweis überlassen, füle ich den Meldeschein für Sie aus. Es sind nur Sie und ...« Sein Blick wanderte zu David.

»Mein Bruder David, nur wir beide.« Rian zupfte ein Blatt von einer Pflanze neben dem Empfangstresen, schüttelte es kurz und reichte es dann dem Mann. »Hier mein Ausweis.«

»Danke schön. Sie erhalten ihn morgen früh zu-

rück.« Er legte das Blatt neben seine Tastatur, kam hinter dem Empfangstisch hervor.

»Kein Gepäck?« Er sah Rian fragend an.

Erst jetzt fiel der Elfe auf, dass sie die beiden in Paris gepackten Reisetaschen im Zug gelassen hatten. »Ähm ... das Gepäck kommt nach. Hoffentlich.«

»Ah. Auf dem Flug verloren gegangen?«

»Ja. Genau so ist es.«

»So etwas kommt leider viel zu häufig vor. Sollten Sie etwas benötigen – vielleicht Kosmetikartikel oder Ähnliches –, sagen Sie mir Bescheid, ich kümmere mich darum.«

»Nein danke, was wir heute Abend brauchen, haben wir. Und morgen kaufen wir uns einfach neue Sachen, falls das Gepäck nicht rechtzeitig ankommt.«

»Gut.« Der Mann nickte und reichte Rian eine Schlüsselkarte. »Damit kommen Sie in die Suite. Sie ist im obersten Stockwerk, der Eingang liegt gleich gegenüber dem Aufzug. Wenn Sie drin sind, stecken Sie die Karte in das kleine Kästchen neben dem Eingang. So wird der Strom freigeschaltet und die Minibar entriegelt, dann können Sie alle Annehmlichkeiten der Suite genießen.« Er deutete eine Verbeugung an, die in Rian Erinnerungen an den heimischen Hof weckte. »Ich wünsche eine gute Nacht.«

»Danke. Ich glaube, die werden wir haben.«

Rian ließ den Stadtplan und die Schlüsselkarte in ihre Umhängetasche fallen und drehte sich zu David um. In diesem Moment schrie eine junge Frau an der Bar auf und ließ ihr Glas fallen. Blass deutete sie auf die Flasche auf der Theke.

»Der ... der Wurm ... er hat sich bewegt! Er ist herumgeschwommen! Da, schau!«

»Aber Maus! Das kann doch nicht sein, der ist mausetot!« Der junge Mann neben ihr lachte auf.

Gottmann murmelte eine Entschuldigung und hastete zur Bar, um die Scherben aufzusammeln.

»Pirx, lass das!«, zischte Rian dem noch immer auf ihrer Schulter sitzenden Pixie zu.

Pirx rollte sich ein wenig zusammen, und seine Stacheln streiften Rians Wange, was sie dazu veranlasste, ihn mit einer raschen Schulterbewegung unzeremoniell fallen zu lassen. Er kugelte ein Stück weit über den Boden in Richtung Aufzug und entrollte sich dann wieder, den Blick beschämt zu Boden gerichtet.

»Tut mir leid«, piepste er. »Manchmal geht es einfach mit mir durch ...«

»Tunichtgut«, brummte Grog leise und packte von seinem Sitz aus den Pixie mit geübtem Griff durch die Mütze hindurch an den Kopfstacheln, um ihn hinter David und Rian zum Aufzug zu ziehen. »Man weiß wirklich manchmal nicht, was man mit dir anfangen soll.«

Am nächsten Morgen standen die Elfen bei Sonnenaufgang auf und bedienten sich am Frühstücksbuffet an Früchtesalat und süßen Brotaufstrichen. Grog und Pirx bekamen ebenfalls unauffällig ein paar Früchte zugesteckt – mit der geflüsterten Anweisung, sich aufs Zimmer zurückzuziehen. Durch die Fenster des Frühstücksraumes konnte man sehen, dass die Regenwolken des Vortages zum Großteil vom Wind davongetrieben worden waren, und als die Elfen schließlich auf die Straße traten, spiegelten sich die Strahlen der Morgensonne in den letzten Pfützen und tauchten das Städtchen in ein angenehmes goldgelbes Licht.

»Es ist wirklich schön hier, wenn es nicht gerade regnet«, sagte Rian, während ihr Blick an einer stuckverzierten Hausfront ein Stück weit die Straße hinunter hängen blieb. Die Verzierungen zeigten ineinander verschlungene Blumenranken und Blüten, die in Rian erneut die Erinnerung an ihr Heimweh vom Vortag weckten.

»Wie du meinst«, sagte David. »Aber das hilft uns nicht weiter. Wo ist dieser Stadtplan?«

Rian zog den Plan aus ihrer Tasche und entfaltete ihn. Gemeinsam mit ihrem Bruder enträtselte sie die Einträge darauf, bis sie sich schließlich einigermaßen einig waren, welchen Weg sie wählen mussten. Rian steckte den Plan wieder weg, und eine zweistündige Odyssee durch die Straßen von Worms begann.

Als sie zum fünften Mal auf den alles überragenden romanischen Dom zuhielten, um sich von dort aus neu zu orientieren, fanden sie sich unvermittelt an einer Kreuzung wieder. Auf der anderen Straßenseite, neben einer wegen der Jahreszeit geschlossenen Eisdielen, waren einige Marktstände und -wagen aufgebaut. Erfreut stopfte sich Rian eine weitere der Nougattrüffeln in den Mund, die sie unterwegs erworben hatte, und zeigte auf die Kirche, die sich über ihnen erhob.

»Das muss diese Heilig-Geist-Kirche sein«, rief sie. »Dahinter ist es!«

»Hättest du nicht an jedem Laden mit Süßigkeiten oder Glitzerzeug angehalten, wären wir schon längst am Ziel«, bemerkte David lakonisch. »Also gehen wir.«

Sie warteten nicht bis zur nächsten Grünphase, sondern eilten schnell über die ohnehin leere Straße. Die Aufregung ließ Rian wie ein junges Reh weiterrennen, zwischen den wenigen Marktbesuchern hindurch und zur Ecke der Kirche. Neben ihr ragte ein zweistöckiger Brunnen empor, auf dessen Spitze ein steinerner Krieger sein Schwert in einen schlangenartigen Drachen trieb. Erstaunt blieb sie stehen und starrte hinauf, bis sie Davids Schritte neben sich hörte.

»Schau mal!«, rief sie aus und wandte ihm ihr Gesicht zu. »Glaubst du wirklich, dieser Siegfried hat einen der Drachen getötet?«

»Ist mir einerlei«, antwortete David gereizt. »Aber dort drüben ist das große I für Information, und da gehe ich jetzt hin!«

»Oh!« Rian warf einen letzten Blick auf die Statue, ehe sie sich ebenfalls wieder abwandte und David folgte. Als Grog keuchend zu ihr aufschloss, Pirx im Schlepptau hinter sich herziehend, sah sie zu ihm hinunter und lächelte. »Sag mal, Grog, hast du welche von den alten Drachen gekannt?«

»Uff«, antwortete der Kobold und versuchte, wieder zu Atem zu kommen, während er neben ihr in einen gleichmäßigen Trott fiel, um ihren langen Schritten zu folgen. »Schon. Ich habe den einen oder anderen von ihnen gesehen. Ist aber schon eine ganze Weile her. Ich schätze, die sind noch seltener geworden als die Riesen.« Grog blinzelte leicht, und Rian musste schlucken, als sie an ihren Vater dachte.

In diesem Moment erklang vor ihr die leise Glocke der Eingangstür zur Touristeninformation, und Rian beeilte sich, die Tür für Grog und Pirx aufzuhalten, ehe sie selbst eintrat. Eine Viertelstunde später kamen sie wieder heraus, um einige Karten und Broschüren zu Worms, dem Nibelungenlied und der Siegfriedstraße reicher.

Rian seufzte. »Das war zwar alles sehr nett, und sie waren ja auch hilfsbereit, aber zu den Siegfriedsbrunnen wissen wir jetzt nicht viel mehr als vorher.«

»Scheint kein so beliebtes Touristenthema zu sein – was für uns nur gut sein kann«, sagte David. »Sie sagten etwas von einem Nibelungenmuseum. Lass uns einmal auf deiner Karte schauen, wo das ist. Vielleicht weiß man dort mehr.«

Rian nickte, schob mit bedauerndem Blick die letzte ihrer Schokotrüffeln in den Mund und warf die Schachtel in den Abfalleimer neben sich. Sie kramte in ihrer Tasche zwischen den Tütchen mit Modeschmuck und Süßigkeiten, die sich unterwegs darin angesammelt hatten, bis sie den Plan gefunden hatte. David war inzwischen bereits ein Stück weiter zu einer großen Tafel gegangen und winkte sie zu sich. Es handelte sich um eine Karte von Worms. Seufzend ließ

Rian ihren Stadtplan wieder in der Tasche verschwinden.

Gründlich studierten sie gemeinsam die Tafel.

»Sieht doch ganz einfach aus«, meinte Rian. »Einfach hier die Straße runter, dann links und gleich wieder rechts. Also ... da lang.« Sie zeigte in Richtung der Fußgängerzone, aus der sie zuvor gekommen waren.

»Da lang«, brummte Grog und zeigte die Straße hinunter, an der sie standen.

David kniff die Augen zusammen, musterte ein nahes Straßenschild, schaute hinauf zum Dom, dessen massige Türme auch von diesem Platz aus sichtbar waren, sah wieder auf die Karte und zuckte die Achseln. »Grog hat recht«, stellte er fest. Er machte kehrt, um der Straße in der vom Dom wegführenden Richtung zu folgen.

»Hab ich doch gesagt«, brummte der Grogoch, und Pirx balancierte gewagt auf dem Kantstein entlang. Rian warf noch einen kurzen sehnsüchtigen Blick in Richtung der Fußgängerzone mit all den netten Läden, ehe sie sich ebenfalls der Gruppe anschloss.

Ein gutes Stück weiter die Straße hinunter fanden sie ein Schild, das nach links zeigte. Die nächste Abzweigung verpassten sie, bogen dafür eine Straße später ab und standen tatsächlich vor dem Nibelungenmuseum.

Es wirkte auf Rian, als habe jemand sieben riesige ovale Weinfässer der Länge nach halbiert, die Wände außen mit Blech verkleidet, die Deckel durch Glas ersetzt und die Rückseiten gegen die an dieser Stelle gut erhaltenen Reste der Wormser Stadtmauer geschoben. Zwischen der vierten und der fünften Fasshälfte stand außerdem ein quadratischer Blechturm mit spitzem Dach. Das mittlere Fass war der Eingang. Was Rian im Vorbeigehen durch die verglasten Außenwände der linken drei Fässer gesehen hatte, deutete darauf hin, dass dort eine Ausstellung oder ein Laden war.

Sie stieg die Stufen zum Eingang hoch und trat ein,

gefolgt von den Kobolden und David. An einigen Garderobenständern vorbei kam man in einen breiten Quergang, der innerhalb der Stadtmauer liegen musste. Durch Mauern waren Unterteilungen entsprechend den vorgebauten Fässern geschaffen worden. Nun verstand Rian die Form der modernen Anbauten: Die Mauer musste an dieser Stelle einen Bogengang beherbergen, und in die Bögen dieses Ganges hatten die Erbauer die Räume eingepasst. Vielleicht war sogar in früheren Zeiten jeder dieser Bögen ein eigener Raum gewesen und der Quergang erst nachträglich erschaffen worden. Darauf deuteten die Quermauern hin.

Rian blieb stehen und sah in beide Richtungen des Ganges. Links sah man einen Bereich, der wohl als Verkaufsraum diente. In einer Vitrine lagen nachgearbeitete historische Fundstücke, Bücher und Broschüren aus, allerlei andere Souvenirs waren dazwischen verteilt. Rechts sowie über eine vor ihnen liegende Wendeltreppe schien es in verschiedene Teile des eigentlichen Museums zu gehen.

Während Rian noch zögerte, steuerte David bereits auf einen links im nächsten »Fass« stehenden Tresen zu, hinter dem eine junge Frau mit schulterlangem schwarzem Haar saß und etwas sortierte. Rian gab den Kobolden Zeichen, im Eingangsbereich zurückzubleiben. Sie konnte und wollte sich nicht vorstellen, was passieren würde, wenn Pirx zwischen all den ausgelegten Verkaufsobjekten umherstreifte. Dann folgte sie ihrem Bruder.

Als David sich mit verschränkten Armen auf den Tresen lehnte, sah die Frau auf, schob eine störende Haarsträhne hinter ihr Ohr und begann zu lächeln. Ihre leicht mandelförmigen Augen leuchteten dabei in einer Weise auf, die Rian verriet, dass ihr Bruder sie bereits für sich eingenommen hatte, ohne auch nur ein Wort zu sagen.

Die Elfe war einerseits amüsiert, andererseits emp-

fand sie Mitleid für die Menschenfrau. Sie war hübsch und gefiel David zweifellos, und so würde sie vermutlich Teil der langen Reihe von Frauen werden, mit welchen der Elf sich schon die Zeit vertrieben hatte, um den Aufenthalt in dieser fremden Welt besser zu ertragen. Unter Elfen war so etwas nicht unüblich, doch Menschenfrauen schienen damit oft Probleme zu haben, was ihr Leben in Rians Augen unnötig verkomplizierte.

Sie seufzte leise und nahm von einem Tischchen einen kleinen bunten Stoffdrachen auf, der mit Sand gefüllt war. Während sie ihren Bruder und die Frau am Tresen beobachtete, spielte sie damit herum.

»Wir sind auf der Suche nach dem echten Siegfriedsbrunnen«, sagte David. »Können Sie uns sagen, wo wir ihn finden?«

Die Frau lachte auf, und der helle Klang machte sie Rian sofort sympathisch.

»Wenn ich das wüsste, müsste ich mir um das Thema meiner Doktorarbeit keine Sorgen mehr machen«, antwortete sie. »Seit Jahrhunderten wird darüber gestritten, welcher der vielen Kandidaten der richtige ist, und für jeden gibt es gute Argumente. Welcher es wirklich ist und ob es ihn überhaupt gibt – wer kann das schon wissen?«

Sie hob die Hände in einer hilflosen Geste, und ihre Augen funkelten fröhlich, während sie lächelnd von David zu Rian sah. Die Elfe erwiderte das Lächeln und setzte den Stoffdrachen wieder ab.

David fuhr sich durch das Haar und fing den Blick der jungen Frau wieder ein. »Wir würden es vielleicht erkennen, wenn wir diese Orte einmal besuchen könnten.«

Die Augenbrauen der Frau wanderten hoch. »Würden Sie? Woher?«

»Wir haben ein Gespür für so etwas.« Rian hörte das Lächeln in seinen Worten, ohne es sehen zu müssen.

»So ein Gespür käme mir zupass«, sagte die junge

Frau. »Allerdings brächte es mir keinen Gewinn, solange keine Fakten es untermauerten.«

»Vielleicht könnten wir auch Fakten dazu liefern«, warf Rian ein, während sie zu einem Tischchen mit wassergefüllten Halbkugeln schlenderte, in denen grüne Drachen saßen.

»Sie?« Der Unglaube war klar aus der Stimme der Museumsangestellten herauszuhören.

Rian nahm eine der Kugeln auf, sah dann zu der Frau und nickte.

»Was sind Sie – Historiker?«, fragte diese und runzelte die Stirn. »Warum wissen Sie dann nicht bereits, wo die Brunnen liegen?«

»Wir sind nicht von hier«, antwortete Rian und drehte die Kugel auf den Kopf, um kurz darauf goldenen Flitter und Sternchen auf den Drachen regnen zu lassen. Der Anblick ließ sie lächeln. »Und nein, wir sind keine Historiker. Wir sind ... Journalisten.« Es war das Erste, was ihr eingefallen war: Nur Journalisten wie Nadja dürften viele Informationen haben und andere suchen. Rian hielt diese Identität für keine schlechte Idee. Als sie Davids seltsamen Blick auffing, war sie sich jedoch auf einmal nicht mehr so sicher.

»Journalisten, ah. Na ja, da können Sie wohl kaum die Fakten liefern, die ich brauche.« Die Frau lachte wieder auf, machte eine Handbewegung, als wolle sie etwas wegwischen, und sah dann erneut zu David. »Dann schreiben Sie also eine Reportage über die Siegfriedsbrunnen?«

»Genau«, antwortete er und warf Rian einen weiteren Blick zu, in dem etwas wie »Wie konntest du nur!« stand. »Und wenn Sie uns dabei helfen, wären wir äußerst dankbar. Wir könnten Sie zum Beispiel im Gegenzug heute Abend im Restaurant unseres Hotels zum Essen einladen, und ich könnte Ihnen an der Bar ein paar ganz spezielle Cocktails mixen.«

»Na, das werden wohl wirklich spezielle Cocktails sein«, sagte die Frau mit einem schrägen Lächeln. Die

vorsichtige Skepsis in ihren Worten stand dabei in krassem Widerspruch zum Leuchten ihrer Augen, während sie David ansah.

Herz und Verstand kämpften offensichtlich noch, doch Rian war klar, wer siegen würde. Bei diesen Frauen siegten immer die Herzen und erstaunlicherweise sogar dann, wenn sie genau spürten, dass David nicht mehr als eine kurze Liaison anstrebte. Rian wunderte sich darüber, doch in diesem Fall konnte es ihnen nur nützlich sein, wenn sie auf diese Weise jemanden fanden, der ihnen weiterhalf.

»David kann wirklich gute Cocktails mixen«, sagte sie, während sie erneut die Traumkugel herumschwenkte. »In Paris hat er damit eine Weile sein Geld verdient.«

»Paris? Sie kommen aus Paris?«

»Nicht ursprünglich«, antwortete David. »Aber wir haben eine Weile dort gelebt.«

»Das möchte ich auch irgendwann«, sagte die junge Frau seufzend. »Im Studium hat es mit dem Austausch nicht geklappt, aber ...«

Ein paar Leute traten durch die Eingangstür und schauten sich um. Davids Gesprächspartnerin sah zu ihnen und dann zurück zu den Elfen.

»Ich werde sehen, was ich herausfinden kann«, meinte sie unvermittelt. »Gehen Sie doch einfach so lange in das Museum. Vielleicht finden Sie dort ein wenig Stoff für Ihre Reportage.« Sie zog zwei an Walkmen erinnernde Geräte hervor und reichte sie ihnen. »Schauen Sie einfach rein. Abrechnen können wir später.« Kurz zwinkerte sie David zu und wandte sich dann zu den anderen Leuten, die sich ihrem Schalter näherten.

David trat zur Seite und reichte Rian eines der Geräte. Die Geschwister sahen sich an, zuckten kurz die Achseln und gingen dann an der Gruppe vorbei hinüber ins Museum. Ihre beiden unsichtbaren Begleiter folgten unbemerkt.

In der Ausstellung lernten Rian und David viel über das mittelalterliche Gedicht namens »Nibelungenlied«, das von der Sage um Siegfried und dem Niedergang des burgundischen Königshauses berichtete. Doch was sie wirklich wissen wollten, erfuhren sie nicht, obwohl die Hintergründe der Entstehung des Gedichtes, die ihm zugrunde liegende Sage und die damit verknüpften historischen Ereignisse erläutert wurden. Rian mochte die sonore Stimme in ihrem Kopfhörer, welche teilweise romantische, größtenteils aber tragische Ausschnitte aus der Sage nacherzählte. Sie konnte sich kaum sattören, während David, Grog und Pirx sich für andere Teile der multimedialen Ausstellung interessierten.

Als sie in den Eingangsraum zurückkehrten, war es bereits Mittag. Die Frau hinter dem Tresen hob bei ihrem Anblick bedauernd die Hände.

»Ich hatte noch keine Zeit für Recherchen«, sagte sie. »Heute ist wirklich erstaunlich viel los, wenn man die Jahreszeit bedenkt.«

Rian sah David an und sagte: »Wir müssen ohnehin einkaufen gehen, um die verlorenen Sachen zu ersetzen. Danach könnten wir wieder vorbeikommen.«

David schüttelte den Kopf. »Ich habe eine bessere Idee.« Er wandte sich wieder der jungen Frau zu. »Kommen Sie doch einfach heute Abend zu uns ins Hotel Siegfriedsruh. Wir essen zusammen, und Sie erzählen uns dabei, was Sie herausgefunden haben. Wir wohnen in der Suite, unsere Namen sind David und Rian Bonet.«

»Nina Eberts«, antwortete die Frau und reichte David ihre Hand.

David nahm sie, hob sie an seinen Mund und hauchte in höfischer Manier und mit leichtem Lächeln einen Kuss darüber. Die junge Frau konnte nicht sehen, was Rian sah – die hauchfeinen glitzernden Fäden aus Elfenmagie, die in diesem Moment mit dem Atem des

Elfen und über seine Berührung auf ihren Körper übergangen und dort eine Gänsehaut erzeugten. Ninas Augen weiteten sich kurz erstaunt, dann wurde ihr Blick weich und etwas abwesend.

»Ich komme gerne«, sagte sie. »Ich freue mich schon darauf.«

»Es wird bestimmt ein interessanter Abend«, sagte David. »Komm einfach, wann du willst, wir werden da sein.«

Sie nickte nur. Als David ihre Hand losließ, hielt sie sie noch einen Moment in der Luft. Dann zog sie die Hand zurück und schaute darauf, als sähe sie sie zum ersten Mal. Die Elfen wandten sich ab und verließen das Museum.

»Meine Schwester und ich nehmen jeweils den großen Salatteller vorweg, danach für mich den Gemüseauflauf und für sie ein Tiramisu und ein Stück Sachertorte. Was nimmst du, Nina?«

»Ente in Orangensauce«, wählte Nina aus. Sie reichte dem Kellner die Karte und sah neugierig zu Rian. »Wie kann man sich nur so viel Nachtisch erlauben und trotzdem so eine gute Figur haben?«

»Die Figur liegt bei uns in der Familie«, antwortete Rian lächelnd und klopfte David fürsorglich auf den Rücken, der sich gerade an seinem Aperitif verschluckt hatte. Vermutlich war ihm das Bild ihres Vaters vor das innere Auge geraten.

Nina schloss ihre Hände um ihr Glas. Ein schelmisches Lächeln huschte über ihre Lippen. »Das scheint ja eine ganz besondere Familie zu sein.«

David nickte und räusperte sich, um die Kehle wieder zu reinigen. »Ist sie. Königliches Blut. Das ist alles, was es braucht.«

Nina lachte auf. »Na gut, das habe ich wohl verdient für meine Neugierde. Obwohl man es euch beiden direkt glauben könnte.« Einen Moment sah sie David

sinnierend an, dann hob sie ihre Handtasche auf und kramte darin herum.

»Ich habe zwar unter anderem Mediävistik studiert, aber das Nibelungenlied und die Siegfriedsage waren nicht mein Spezialgebiet«, sagte sie. »Fast alles, was ich darüber weiß, habe ich erst im Museum gelernt. Dort interessiert man sich mehr für den Text an sich und dessen Umfeld, nicht für die Lokalisierung einzelner Schauplätze. Über das Internet habe ich einiges in Erfahrung bringen können, sodass ich mich nicht an die Spezialisten wenden musste. Alles Interessante habe ich aus den jeweiligen Seiten kopiert, ebenso die Links dazu notiert, sodass ihr selbst noch mal nachschauen könnt, sofern ihr einen Internetzugang habt.«

Sie zog eng bedruckte Blätter heraus, die teilweise Bilder von Landschaften zeigten und an den Seiten handschriftliche Ergänzungen aufwiesen. Zuoberst heftete ein Zettel mit sieben Namen, den Nina herunternahm und David reichte.

»Das sind die Orte, die ich im Zusammenhang mit den Begriffen Siegfriedsbrunnen oder Siegfriedsquelle gefunden habe. Sie scheinen vielversprechend zu sein. Die meisten liegen an der Nibelungenstraße, die von hier in den Odenwald führt, oder an der Siegfriedstraße. Sehr hübsche Strecken, und wenn ihr etwas Glück mit dem Wetter habt, könnten das ein paar schöne Ausflüge werden.«

David überflog die Liste und reichte sie an Rian weiter, während er sich Nina zuwandte. »Mehrere Ausflüge? Schafft man das nicht an einem Tag?«

Erneut lachte sie. »Auf keinen Fall! Nicht wenn ihr wirklich alle anschauen wollt. Der oberste Ort auf der Liste, Odenheim, liegt im Kraichgau. Das allein ist schon eine halbe Tagesreise, wenn man nicht gerade in einem Ferrari unterwegs ist.«

»Ferrari. Bekommt man hier irgendwo so etwas?«

Nina schüttelte den Kopf. »Nein, einen Ferrarihänd-

ler haben wir hier nicht, soweit ich weiß. Aber nicht allzu weit von meiner Wohnung, in Richtung Hafen, gibt es einen Autohändler, der auch Autos verleiht. Falls ihr keines habt, könnt ihr euch dort eins mieten.«

Rian studierte die Ortsnamen auf der Liste, die David ihr gegeben hatte.

»Da ist einer, den du in Klammern geschrieben hast. Warum?«

»Ja, Bad König. Dort gibt es einen Fafnirquell. Vielleicht ist das nicht ganz, was ihr sucht, wenn ihr den Brunnen sehen wollt, an dem Siegfried angeblich getötet wurde. Aber ich dachte mir, es ist eine Erwähnung wert. Es liegt ohnehin in der Gegend der meisten anderen Brunnen. Ich weiß allerdings nicht, ob der Name irgendeinen echten Bezug zur Sage um den Drachen Fafnir hat oder ob man nur einfach eine der Heilquellen so nennt, weil es zum Tourismusthema Nummer eins der Region passt.«

Ein Kellner kam, servierte die beiden Salatteller für die Zwillinge und stellte einen weiteren kleinen Salat vor Nina ab, die sich sofort mit sichtbarem Appetit darüber hermachte. Rian legte den Zettel neben ihren Teller, rollte mit der Gabel ein Salatblatt auf und knabberte daran herum, während sie erneut die Liste studierte.

»Odenheim, Heppenheim, Amorbach, Bad König, Hiltersklingen/Hüttenthal, Reichenbach, Grassellenbach«, murmelte sie leise und sah zu David. »Mir sagt ein Name so wenig wie der andere. Ich schlage vor, wir suchen diese Orte einfach nacheinander auf, wie sie auf der Liste stehen.«

»Zuerst sollten wir uns das auf einer Karte anschauen.« David spießte mit der Gabel ein Tomatenstück auf und zerteilte es vorsichtig mit seinem Messer.

Nina nickte. »Auf jeden Fall, sonst fahrt ihr womöglich Umwege. Wenn ihr nicht sofort morgen früh los wollt, hätte ich einen Vorschlag für euch.«

»Und der wäre?«, fragte David, ehe Rian es tun konnte.

Nina warf ihm einen kurzen Blick zu, der voll schüchterner Koketterie war, und starrte dann mit leicht geröteten Wangen wieder auf ihren Salat, ohne dass ihre Gabel auch nur zuckte.

»Ihr könntet mich morgen nach der Arbeit im Museum abholen. Dann fahren wir gemeinsam mit dem Bus runter zum Autohändler, und wenn ihr da fertig seid, kommt ihr noch mit zu mir. Ich habe zu Hause eine Karte der ganzen Region vom Odenwald bis zum Kraichgau, mit der sich eure Routen planen lassen. Wenn ihr das möchtet. Meine Wohnung ist vielleicht nicht das Richtige für Leute von königlichem Geblüt.« Sie sah erneut kurz zu David auf und grinste. »Aber ich denke, ich könnte es euch dort trotzdem irgendwie gemütlich machen. Ich habe auch eine einigermaßen gut ausgestattete Bar. Und falls ihr noch mehr Hilfe braucht – ich habe die nächsten Tage frei.«

»Das klingt verführerisch«, sagte David.

Rian sah, wie Ninas Brust sich kurz unter einem tiefen Atemzug hob und senkte.

David drehte sich mit einem fragenden Blick zu seiner Schwester um. »Was meinst du, machen wir es so? Gehen wir morgen zu ihr?«

»Gern.« Rian wandte sich mit einem Lächeln an Nina. »Und ich bringe dir aus der Stadt etwas Süßes mit, das du bestimmt ohne Reue vernaschen kannst.«

Nina wurde noch eine Spur verlegener und aß ihren Salat zu Ende.

Nina starrte auf den Bildschirm des Computers, ohne wirklich etwas zu sehen. Es war ein Fehler gewesen, nach dem Abendessen noch im Hotel zu bleiben, das war ihr längst klar. Nicht wegen der Cocktails, die David gemixt hatte und die erstaunlicherweise am Morgen keinerlei Nachwirkungen gezeigt hatten.

Auch nicht, weil sie viel zu spät ins Bett gekommen war. Sie war ein gewisses Maß an Schlafmangel gewohnt, denn sie war kein Kind von Traurigkeit und dehnte ihre Abende auch unter der Woche gern einmal länger aus. Nein, der Fehler hatte darin bestanden, dass es am Ende nicht ihr eigenes Bett gewesen war, in dem sie geschlafen hatte, sondern Davids.

Sie hob in einer unbewussten Bewegung die Hand und berührte ihre Wange dort, wo David es getan hatte, bevor er sie gefragt hatte, ob sie mit ihm hochgehe. Noch immer spürte sie das leichte Prickeln, als sei ein Funke übergesprungen, der von seinen Fingern aus ihren ganzen Körper erfasste. Wieder durchlief sie das leichte Schaudern, das sie auch am Vorabend erfasst hatte, und ihre Härchen richteten sich auf. Unwillig schüttelte sie den Kopf, und ihr Blick wurde wieder klar.

Wie dumm muss man sein, dachte sie.

Und trotzdem wusste sie, dass sie wieder mit ihm gehen würde, und sei es nur, um noch eine solch magisch erscheinende Nacht zu erleben. Eine Nacht, die sich mit nichts vergleichen ließ, was sie je zuvor erlebt hatte. Seine Küsse brannten noch jetzt auf ihrer Haut, seine Berührungen schienen feurige Bahnen in ihren Nerven gezogen zu haben, die selbst Stunden danach nicht ganz erloschen waren.

Erneut rief Nina sich zur Ordnung. Sie würde ihn früh genug wiedersehen, und auch wenn sie ihn vielleicht besser vergessen hätte, konnte sie nicht anders, als sich zu wünschen, die Zeit bis zu ihrem Treffen verginge schneller. Doch wenn sie sich nicht auf ihre Arbeit konzentrierte, würde sie nicht rechtzeitig fertig werden, und das würde den Moment nur noch weiter hinauszögern. Nach der Eingabe dieser Datensätze musste sie noch ein paar Kisten mit neu eingetroffenen Souvenirs auspacken und einräumen.

Einige Stunden ermüdender und langweiliger Arbeit später konnte Nina endlich den Rechner herun-

terfahren. Durch die breite Fensterfront hatte sie bereits Rian und David auf der anderen Seite des Platzes entdeckt. Nachdem sie sich ihre Jacke übergeworfen und den Kollegen einen Abschied zugerufen hatte, verließ sie ohne Umschweife das Museum und steuerte auf die beiden zu.

Nina musste sich beim Betrachten der Geschwister mit leichtem Neid eingestehen, dass Rian mit ihrer modischen Kleidung und ihren geschmackvoll ausgesuchten Accessoires auch ungeschminkt auf eine Weise schön war, wie Nina es niemals würde sein können. David hatte sich mit deutlich weniger Modebewusstsein gekleidet, doch gerade die legere Kombination von Jeans und Pullover brachte das Jungenhafte in ihm, das Nina so sehr faszinierte, noch mehr zum Ausdruck.

Die Geschwister kamen Nina mit einem Lächeln entgegen, und Rian legte in französischer Art ihre Wangen kurz an ihre. Auch David trat zu Nina, fasste sie leicht an den Armen und neigte sich vor.

»Hallo, Nina.«

Der schwache Duft nach Blüten und Wald, den er verströmte, die Berührung seiner Wange und der warme Klang seiner Stimme nahmen Nina nahezu den letzten Rest der Kontrolle. Sie musste sich zurückhalten, um sich nicht einfach an ihn zu drängen und statt der in die Luft gehauchten Küsse mit ihren Lippen richtige zu fordern. Hastig und mit brennenden Wangen trat sie von ihm weg und wandte sich ab, als sie seinen fragenden und leicht überraschten Blick sah.

»Lasst uns zur Bushaltestelle gehen, zu Fuß ist es ein bisschen weit«, sagte sie, deutete die Straße hinunter und ging los.

Sie nahmen einen Bus bis zu einer Haltestelle in der Nähe des Rheinuferes. Von dort führte Nina die Geschwister in das Gewerbegebiet, in dem der Gebrauchtwagenhändler sein Geschäft betrieb. Rian plauderte die ganze Zeit über die Sehenswürdigkei-

ten, die sie sich im Laufe des Tages angesehen hatten, den Dom, die vielen interessanten Brunnen in der Innenstadt und den hübschen Park mit den vielen Statuen auf einem großen viereckigen Block.

Nina erzählte ihr etwas geistesabwesend vom Auftritt des Reformators Luther vor dem Kaiser beim Reichstag, der mit diesen Statuen dargestellt wurde. Sie hatte jedoch nicht den Eindruck, dass der geschichtliche Hintergrund Rian besonders interessierte. Da die Geschwister, den Namen und ihrem weichen Akzent nach zu urteilen, aber vermutlich Franzosen waren, erschien das Nina nicht weiter verwunderlich.

Danach kam Rian wieder auf das Nibelungenlied zu sprechen. Es wirkte, als fielen es ihr schwer, manche der berichteten Geschehnisse nachzuvollziehen, und sie stellte ein paar Fragen, die Nina schon seltsam vorkamen. Zudem schien sie sich sehr für die Geschichte um die Tötung des Drachen Fafnir zu interessieren.

»Glaubst du, dass er wirklich einen Drachen erschlagen hat?«, fragte sie, als sie gerade am Hof des Gebrauchtwagenhändlers ankamen.

»Da es niemals Drachen gab, wohl eher nicht«, antwortete Nina. »Vielleicht ist es eine mythische Umschreibung für eine große Schlacht oder ein wichtiges Duell. Etwas in der Art. Wenn es denn Siegfried überhaupt gab. So jemand klingt ja eigentlich zu gut, um wahr zu sein.«

Unwillkürlich wanderte Ninas Blick zu David, der die vor dem Autohaus stehenden Wagen begutachtete. Dann nickte sie in Richtung des Eingangs.

»Lasst uns schauen, ob wir einen Verkäufer finden, der euch beraten kann.«

Sie gingen hinein, und sofort kam ihnen ein geschäftsmäßig lächelnder junger Mann im Anzug entgegen und fragte, ob er ihnen helfen könne.

»Die beiden hier brauchten einen Mietwagen«, sagte Nina und deutete auf David und Rian.

»Haben Sie zufällig einen Ferrari?«, fragte David.

Der Mann lachte auf. »Nein, einen Ferrari haben wir nicht, aber viele andere schöne und preisgünstige Autos, zur Miete oder zum Kauf. Für wie lange wollen Sie denn etwas anmieten?«

»Wir wissen es noch nicht«, antwortete Rian. »Wir hoffen, nur wenige Tage, aber wer weiß schon, wie die Dinge laufen werden.«

»Nun ja, ich könnte Ihnen den günstigen Wochentarif anbieten, dann haben Sie den Wagen erst einmal sieben Tage lang. Und falls Sie dann noch verlängern müssen, finden wir bestimmt auch dafür gute Konditionen. Was für eine Art Auto hätten Sie denn gerne – Zweitürer? Viertürer? Kombi?«

Während die Geschwister sich mit dem Händler berieten, schlenderte Nina wieder hinaus auf den Hof und zwischen den Gebrauchtwagen hindurch. Einige der über die Windschutzscheibe geschriebenen Preise kamen ihr recht hoch vor, doch sie wusste nicht genug über Autos, um das sicher beurteilen zu können. Jedes einzelne lag jedoch jenseits dessen, was sie sich von ihrem schmalen Gehalt als wissenschaftliche Assistentin und zeitweilige Aushilfe im Museum leisten konnte.

Gerade als Nina sich darüber zu wundern begann, wie lange das Gespräch dauerte, kamen die beiden Geschwister gemeinsam mit dem Händler auf den Hof heraus. Sie gingen zielstrebig zu einem Wagen, der Händler öffnete ihn, und David stieg hinein und musterte den Innenraum. Nina konnte nicht verstehen, was besprochen wurde, doch anscheinend kam man zu einer Einigung. Erneut kehrten die drei in das Haus zurück, und wenig später kamen die Geschwister wieder heraus, Rian fröhlich einen Autoschlüssel in Ninas Richtung schwenkend.

Sie trafen sich bei dem Wagen, den der Händler den Geschwistern vorher gezeigt hatte, und David fuhr mit seiner Hand über die Aufschrift auf der Wind-

schuttscheibe. Nina blinzelte kurz, als das Glas daraufhin blitzsauber war, seine Hand jedoch keine Spuren der Farbe aufwies. Im nächsten Sekundenbruchteil verdrängte sie dies jedoch in den hintersten Winkel ihrer Erinnerung.

»Du kannst doch bestimmt Auto fahren, Nina?«, fragte Rian.

»Kann ich, aber ich hatte lange keine Gelegenheit mehr, es zu tun«, antwortete Nina.

»Egal. Du kannst es uns auf jeden Fall beibringen.«

Nina riss die Augen auf. »Ihr habt keinen Führerschein? Wie habt ihr dann ein Auto mieten können?«

»Haben wir nicht. Wir haben es gekauft, zu einem guten Preis, würde ich sagen.« Rian tauschte mit ihrem Bruder ein schelmisches Grinsen.

»Ihr habt keinen Führerschein, aber ihr kauft einfach so ein Auto? Und jetzt wollt ihr, dass ich euch das Fahren beibringe? Eben so auf die Schnelle?«

»Es kann nicht so schwer sein«, sagte David mit abfälligem Unterton, der Nina gar nicht gefiel. »Jeder Mensch scheint es zu können.«

»Man braucht Wochen dazu«, erklärte Nina. »Und selbst wenn ihr es von mir lernt, habt ihr noch immer keinen Führerschein und dürft gar nicht fahren!«

»Das lass unsere Sorge sein«, sagte Rian lächelnd. »Wir haben bisher noch nie Probleme mit diesen Dingen gehabt. Es gibt nichts, was wir nicht auf unsere Weise regeln können.«

Nina zog kurz die Augenbrauen zusammen, zuckte dann jedoch die Achseln. Es war nicht ihr Problem, wenn die beiden erwischt wurden und eine saftige Strafe aufgebremst bekamen. Wenn man sich ansah, wie sie wohnten und was für Sachen sie trugen, konnten sie es sich vermutlich leisten. Doch die Unbekümmertheit, mit der die beiden an die Sache herangingen, ließ Nina erneut staunen.

»Ich fahre euch erst einmal zu meiner Wohnung«,

meinte Nina. »Da können wir das bei ein paar Spaghetti weiter besprechen.« Sie nahm von Rian den Schlüssel entgegen und setzte sich auf den Fahrersitz, während David hinter ihr einstieg und Rian zur Beifahrerseite ging.

Nina sah auf den Schaltknüppel und stutzte. »Automatik«, stellte sie fest. »Gut für euch, aber schlecht für mich. Das bin ich erst einmal gefahren.«

»Der Händler meinte, einfach auf D stellen und losfahren. Wir wollten Automatik, weil wir gehört haben, dass das einfacher ist. Dieses Auto hat ein Amerikaner zurückgelassen, als er in seine Heimat musste. Es gab keine Automatikwagen zum Verleih, deshalb haben wir einen gekauft. D zum Fahren, R für rückwärts und P zum Parken, mehr braucht man da wohl nicht.«

In Gedanken tackerte Nina ihren linken Fuß neben den Pedalen an den Boden, um nicht versehentlich die Bremse damit zu treten, wenn sie kuppeln wollte. Sie betätigte die Zündung und stellte die Automatik auf D ein. Vorsichtig gab sie Gas und fuhr langsam vom Hof.

Hinter ihnen schloss der Händler das Hoftor, und das Lächeln auf seinem Gesicht hinterließ bei Nina kein gutes Gefühl.

Zwischenspiel

Audienz bei einem Riesen

Fanmór machte aus dem Sitz einen Sprung nach vorne, und der Aufprall sowie der Wutschrei des Riesen ließen die Audienzhalle erzittern. Die Rankenvorhänge kamen ins Schwingen, trockene Blätter und eingeflochtene Blüten lösten sich von Decke und Wänden und rieselten auf die sich ängstlich an die Wände drückenden Elfen herab. Hätte Alebin nicht ohnehin vor dem König der Sidhe Crain gekniet, hätte die Gewalt

des mit diesem Wutausbruch verbundenen Sturmes ihn von den Füßen geworfen.

»Wie kannst du es wagen, so etwas auch nur zu denken, geschweige denn offen vor mir auszusprechen?«, brüllte Fanmór. »Wie kannst du es wagen, so etwas nicht nur zu erbitten, sondern nachgerade zu verlangen? Was glaubst du eigentlich, wer du bist, Alebin? Denkst du, kein anderer kann sich um meine Weinkeller kümmern? Oder nimmst du an, nur weil mein Haar die Farbe ändert, könne jemand wie du ungestraft meine Macht anzweifeln? Was sollte mich wohl davon zurückhalten, dir für deine Unverschämtheit in diesem Moment mit bloßen Fäusten den Schädel zu zertrümmern und dich nach Annuyn zu schicken?«

Alebin zog die Schultern hoch, beugte sich vor und stützte sich mit den Händen am noch immer bebenden Boden ab. Er sah zu Fanmór auf, noch eine Spur bleicher, als er ohnehin schon war, und sammelte all seinen Mut.

»Der gleiche Grund, der mir auch vor tausend Jahren erlaubte, nach dem Schwur an Eurem Hof zu bleiben, während die Feinde der Sidhe Crain mit Bandorchu ins Schattenland verbannt wurden«, antwortete er mit einer Stimme, die ihm selbst viel zu schwach erschien, um überhaupt die Ohren des über ihm aufragenden Riesen zu erreichen. »Weil Ihr wisst, dass ich unserem Volk treu bin und nur sein Wohlergehen im Sinn habe, und weil Ihr Gerechtigkeit schätzt. Darum hoffe ich, dass Ihr meine Worte überdenkt und mich nicht dafür straft, dass ich sage, was ich für richtig halte.«

Fanmór öffnete den Mund, und alle Anwesenden einschließlich Alebins duckten sich unwillkürlich in Erwartung eines weiteren Wutausbruchs. Doch dann presste er die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen. Der Riese wandte sich ab, ging das kurze Stück zu seinem Thronstuhl zurück, das er zuvor mit einem einzigen Sprung überwunden hatte, und setzte sich.

Der Blick, mit dem er Alebin bedachte, machte der eisigen Kälte des Totenreiches Annuyn Konkurrenz.

»Aye, Gerechtigkeit«, sagte er mit einer Stimme, welche die Efeuranken erneut in Schwingungen versetzte, ohne jedoch die ganze Halle zu erschüttern.

»Gerechtigkeit brachte Bandorchu dorthin, wo sie ist. Die gleiche Gerechtigkeit verlangt von mir, dafür zu sorgen, dass sie auf immer dort bleibt. Sie hat viel Leid über unser Volk gebracht, es gespalten und geschwächt. Gerade diese Schwäche mag sogar dem, was jetzt geschehen ist, Tür und Tor geöffnet haben. Nein, sie wäre die Allerletzte, an die ich mich um Hilfe wenden würde, und wenn es den Untergang unseres Volkes bedeutete – denn sie wäre ganz sicher unser Untergang.«

»Warum seid Ihr Euch so sicher? Tausend Jahre sind vergangen! Kann sie sich nicht gewandelt haben? Sollte man ihr nicht die Möglichkeit geben, erneut ihre Treue zu beweisen, indem sie uns hilft, das aufziehende Unglück abzuwehren? Wollt Ihr unser ganzes Volk dem endgültigen Verwehen preisgeben, anstatt einen Schritt zurückzugehen? Selbst wenn es damals kein Fehler war, sie in die Verbannung zu schicken – kann es nicht einer sein, sie dort zu vergessen? Ist solches Verhalten mit Eurer Gerechtigkeit zu vereinbaren?«